

# Universitätsbibliothek Wuppertal

## Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken

Geffcken, Johannes

Leipzig, 1904

### III. Die äußeren Verfolgungen

---

**Nutzungsrichtlinien** Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2576](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2576)

### III. Die äußeren Verfolgungen.

Im Süden Roms diesseits der Mauer liegt eine Rundkirche, genannt St. Stefano rotondo. Ursprünglich vielleicht eine antike Markthalle ist dieser Bau eine Art Botivkirche aller Märtyrer geworden. Wohin uns in dieser weiten Rotunde der Fuß trägt, überall treten uns auf den Wandgemälden die Leiden der Märtyrer grell entgegen, die Wände scheinen von Blut zu triefen, es ist eine wahre Schlachtbank des christlichen Glaubens, geschaffen von der Phantasie des alten Christentums, die in den Foltern der Märtyrer wie in den Qualen der Hölle verschwenderisch schwelgte. Diese Bilder, diese Darstellungen auf den Wänden eines Baues, den das Heidentum schuf, wollen wie ein Triumph erscheinen, den die Religion des Leidens über die Stadt der Tat, über das alte Rom erfochten. Und so verbindet sich in Rom überall Heidnisches und Christliches. Im Amphitheater der Flavier glauben wir die Gestalten der Christen zu sehen, wie sie eine Beute der wilden Bestien werden, im Karzer am Fuße des Kapitols soll nach der Sage Petrus gefesselt haben, in der Kirche St. Cecilia in Trastevere liegt die wundervolle Gestalt der heiligen Cäcilia nicht ganz ohne wirkungsvolle Pose vor uns, mit dem klaffenden Hiebe im jungfräulichen Nacken, so wie nach einer alten Überlieferung der Leichnam im Jahre 1599 in den Katakomben gefunden sein soll. Und nun gar die Katakomben! Zu wem spricht nicht die Geschichte dieser Gräfte, auch wenn ihre Kunde, wie es dem Verfasser dieser Zeilen geschah, durch jesuitischen Mund vermittelt wurde, in wessen Herzen bebt nicht das Wort „Martyr“, dort drunten an den Wänden dem Namen so mancher Glaubensstreiter in schlichter Plastik beigelegt, lange nach! Ein frivolere Mensch müßte es sein, der nicht aus der Nacht dieser ehrwürdigen Gräfte zum Lichte wieder emportauchend ein heiliges Gefühl mitbrächte von der Größe der Geschichte, die sich ihm in diesen Särgen, Bildern,

Sprüchen mittheilt, dem es nicht zum Bewußtsein träte, daß die Roma sotterranea groß ist wie die ewige Stadt über der Erde.

Und doch, so berechtigt diese Empfindungen sind, darf unser geschichtliches Urtheil gleichwohl nicht von ihnen beirrt werden. Der Blutstrom, der nach der Tradition durch die Geschichte der drei ersten christlichen Jahrhunderte rinnt, ist zum besten Theil ein Gebilde der Sage. Die fromme Legende hat die Leidensgeschichte des Christentums mit unzähligen Darstellungen ausgemücket, die aneinandergerückt ein wahres Schreckenspanorama der christlichen Kirche darstellen. Die unermüdete literarische Thätigkeit des alten Christentums, die wir in manchen Kundgebungen schon kennen gelernt haben, hat sich bemüht, in breiter und stets sich wiederholender Darstellung, mit blutig grellen Farben das Andenken an die Glaubenshelden fortzupflanzen, die Begeisterung zu nähren, die Wunden immer offen zu erhalten; mit einem ungeheuren Sammelleiß arbeiten die Jesuiten seit über 250 Jahren an ihrem Werke, an der Herausgabe der sogenannten „Akten der Heiligen“. Aber die geschichtliche Forschung hat doch schon seit längerer Zeit diese verwirrende, scheinbar ununterbrochene Bilderreihe geteilt, die nötigen Abstände hergestellt und besonders die Phantasie- und Nachstücke aus der Galerie zu entfernen gewußt. Sie hat aber damit, wie sie es stets tut, nicht nur zerstört, sondern auch aufgebaut. Den Bekannern ist nichts von ihrem Ruhme dadurch genommen worden, daß man eine Anzahl ungehöriger Blutsflecke auf dem Bilde tilgte und so die Gestalt des einzelnen Märtyrers in größerer Klarheit hervortreten ließ. Sehen wir also gänzlich ab von diesen Schaudergemälden alten Stiles wie auch von der modernen Effektmalerei, die uns mit solchen Stücken wie den „lebenden Sackeln Neros“ beschenkt hat.

Daß nun die Verfolgungen des Christentums durch den römischen Staat vielfach, wenn auch nicht immer, in den alten Berichten stark übertrieben worden waren, daß die römischen Kaiser, von denen solche Heimfuchungen der Christen ausgesagt werden, nicht samt und sonders Wüteriche gewesen und in ihren Sünden dahingefahren sind, wußte man wohl schon lange, aber erst seit kurzem, erst seit 13 Jahren haben wir durch den Schöpfer unserer Anschauungen vom römischen Staatsrecht, durch Th. Mommsen, genauen Bescheid über die Rechtslage zwischen dem römischen Staate und dem Christentum, so daß alle sonstigen

Behandlungen, die diese Frage gefunden, neben dieser fast gar keinen Wert mehr besitzen. Es ist durch diese seine Ausführungen die Wahrheit aufs neue in helles Licht getreten, daß die wenigsten Kaiser eine wirklich intensive Verfolgung angestrebt haben, daß meist die Willkür der einzelnen Statthalter eine solche provozierte. Aber auch über den Anstoß, den der Christ seinem Richter gab, und die Ursache, die die Behörden zur Verfolgung veranlaßte, haben wir so endlich befreiende Klarheit erhalten.

Ursprünglich forderte die römische Gemeinde von ihren Bürgern römischen Glauben. Gott und Staat fallen im Altertum meist zusammen; die väterlichen Götter dürfen nicht mißachtet werden. Diesen Göttern mußte geopfert werden; wer das aus irgendeinem Grunde unterließ, wurde wegen der Unterlassung, nicht wegen des Grundes gestraft, der Christ also nicht deswegen, weil er ein Christ war, vor Gericht gezogen, sondern weil er den väterlichen Göttern nicht Ehrfurcht erwiesen hatte. Freilich mußte, da die Christen als solche diesen Kult verweigerten, da „Christ“ also gleich „Opferfeind“ ward, der Name an sich genügen, um eine Anklage zu ermöglichen. Nun war Rom allerdings schon in den späteren Zeiten der Republik zu einem Sammelplatz aller möglichen Nationen und Gottesdienste geworden. Um diesen Fremden die Ausübung ihrer Religion zu ermöglichen, wurden die neuen Gottheiten rezipiert, und der Neubürger konnte seinen angestammten Kult ohne Verletzung seiner Bürgerpflicht fortführen. Aber nicht gestattet war es einem Bürger, eine nicht zugelassene Gottheit zu verehren, ein Römer durfte also nicht einem keltischen Nationalgott huldigen. Mit der Zeit nun gab man jeden ausländischen Kult, wenn er nicht gegen die Sitte verstieß, dem Römer frei. Dies galt aber nicht für die Monotheisten, die Juden und Christen. Diese waren im antik heidnischen Sinne gottlos oder besser gesagt: götterlos, und ein Römer, der sich zu diesen Kulturen bekannte, war strafbar. Hätte er etwa, was freilich durch die Natur der Sache ausgeschlossen war, unter anderen Göttern auch Christus verehrt, so hätte man ihm schwerer beikommen können, die Exklusivität seiner Religion aber zog die Strafe der Gottlosigkeit nach sich. Darum trafen denn auch die ersten Strafen Römer selbst.

Bei den Juden lag der Fall nun wesentlich anders als bei den Christen. Obwohl der Staat nach seinen Institutionen

prinzipiell jene wie diese nicht dulden konnte, machte er doch bei den Juden eine Ausnahme. Denn das Judentum ruhte auf wesentlich nationaler Grundlage und war in seiner Ausdehnung beschränkt, weil ein Aufgehen der Massen in ihm nicht zu befürchten war. So war denn der Jude nicht gezwungen, römischem Brauche zu huldigen, dem Genius des Kaisers zu opfern, gerade so wie man auch sonst auf seine Religion Rücksicht genommen und das Kaiserbild aus dem Tempel zu Jerusalem wieder entfernt hatte. Der Christ aber, der sich seit dem Falle Jerusalems von den Juden ganz losgesagt hatte, fand keine solche Vergünstigung und Ausnahmestellung mehr, er stand als „Gottloser“ gewissermaßen in der Luft, und von ihm wurden alle Pflichten des reichsbürgerlichen Kultus verlangt.

Die Behörde, die nun in den meisten Fällen das sogenannte Koerzitionsrecht übte, d. h. das Recht des Oberbeamten, Ordnung zu schaffen und gemeinschädliche Störungen zu verhüten, fand keine rechte gesetzgeberische Norm und keine feste Strafe vor. Sie dachte gar nicht daran, selbst die verdächtigen Leute aufspüren zu lassen und vor ihren Richterstuhl zu stellen, sondern sie wartete, wenigstens bis zu der großen Verfolgung des Kaisers Decius, die Anklage ab. Straßlos ging dann der aus, der erklärte, Christ nicht oder nicht mehr zu sein. Je größere fremde Massen aber nun nach Rom eindrangten, je schwächer das Nationalgefühl wurde, desto weniger konnte das Christentum direkt zerstörend wirken; es brachte auf religiösem Gebiete nur zum Ausdruck, was politisch sich bereits vollzogen hatte. Aber die Reste des alten Nationalgefühls und der Fanatismus der Massen erlaubten nicht den Verzicht auf den Staatsglauben. Doch erst ganz rohe Herrscher, wie besonders der sonst tüchtige Decius, haben nachdrücklich und konsequent verfolgt; die nicht fanatischen Christen, wie z. B. der treffliche Origenes geben es offen zu, daß die Christen, die für die Frömmigkeit gestorben seien, sich leicht zählen ließen. Gleichwohl aber war der Zustand der Christen überaus traurig und ihre Lage tiefgedrückt; der Willkür der Statthalter, die sonst in ihrem Sprengel gewiß lieber Ruhe als Riesenprozesse sahen, aber doch dem Geschrei des Pöbels nachgeben mußten, anheim gegeben, der Willkür der Strafen ausgeliefert, waren und blieben sie rechtlos. — Sehen wir nun, welche Behandlung sie bis zum ersten allgemeinen Toleranzedikte ertragen mußten.

Von den ersten Verfolgungen durch die Juden braucht hier nicht eingehend geredet zu werden, weil die Bibel selbst uns darüber berichtet. Gleichwohl ist dieser Haß des Judentums gegen die junge Lehre von bedeutender Tragweite gewesen. Denn die Juden kannten die Sätze des Christentums oder galten wenigstens als ihre Kenner; sie heßten und schürten gegen die Christengemeinden, sie brachten die wahnsinnigen Beschuldigungen auf, die Christen übten in ihren Konventikeln Kindermord und Blutschande, sie scheinen auch bei der neronischen Verfolgung ihre Hände im Spiel gehabt zu haben. Diese neronische Verfolgung ist nun lange außerordentlich übertrieben worden. Nero, das Schensal, der Muttermörder auf dem Cäsarethron, er konnte ja nur die ganze Raserei seiner Brutalität auch gegen die Christen entfesselt haben, sein Name schien unlösbar auch von dem Fluche, der erste entsetzliche Feind der Jünger Christi gewesen zu sein. Aber Nero hat nie daran gedacht, die Christen als solche verfolgen zu lassen. Er suchte nur sich des immer stärker werdenden Gerüchtes, das ihn für den Brand Roms haftbar machte, zu entledigen und schob die Schuld der Brandstiftung auf die Christen. Nun zog man einige von ihnen vor Gericht, die wieder andere denunzierten, aber die Untersuchung ergab, wie Tacitus in seinem oft etwas verhüllenden und darum manche irreführenden Stile sagt, nicht sowohl eine Überführung wegen Brandstiftung als wegen des Hasses gegen das Menschengeschlecht. In der That war das stille und aller Beteiligung am öffentlichen Leben abgeneigte Wesen der Christen, war ihre Hoffnung auf das Ende der Dinge den Heiden im innersten Herzen stets anstößig gewesen, ersteres galt ihnen als infames Dummhäusertum, letztere als Verriicktheit oder Vaterlandslosigkeit; so konnte, auch wenn sie einem tiefblickenden Tacitus am Brande Roms unschuldig zu sein schienen, doch der angebliche Haß gegen das Menschengeschlecht einem Nero allerdings als ein willkommener Grund zur Anklage erscheinen, und wenn er dann gegen sie vorging, sie in die Felle wilder Tiere stecken und von den Hunden zerreißen ließ, wenn er aus ihnen seine lebenden Fackeln machte, so mochte das Volk in ihnen die Urheber der Verwüstung vorübergehend erkennen. Aber eine Christenverfolgung im eigentlichen Sinne um des Glaubens willen ist's doch nicht gewesen.

Doch nun fiel der Tempel zu Jerusalem, das Christentum löste sich endgültig vom Judentum ab. Es wird streitbar, es will das Tier nicht anbeten, die Apokalypse des Johannes wirft dem Heidentum den Fehhandschuh hin (S. 23 f.). Die Provinz Asien hatte einst den Augustus den Heiland der Welt genannt; an seine Stelle setzt das Christentum den Herrn Jesus Christus; aus Asien war die göttliche Anbetung des römischen Cäsars, das Opfer für den Genius des Kaisers gekommen: die Apokalypse (2, 13) lobt den Märtyrer Antipas, der in Pergamon, „wo der Satanaz wohne“, getötet sei. Bald hören wir denn auch von neuen Blutzeugen. Unter Domitian ward im Jahre 95 der vornehme Flavius Clemens, der eben Consul gewesen war, mit seiner Gattin Domitilla wegen „Gottlosigkeit“, d. h. weil beide vom nationalen Glauben der ersten Kreise Roms abgefallen waren, bestraft, der Mann getötet, die Frau verbannt. Ähnlich ist es damals vielen anderen gegangen; aber von einer allgemeinen Verfolgung der Christen im Römerreiche ist durchaus nicht die Rede, die Heimsuchung blieb auf Rom selbst beschränkt. Man übersah, so viel sich übersehen ließ; nur wenn man nicht anders konnte, wenn einzelne Fälle zu schwer schienen, ging man gegen die Christen vor.

Einen neuen Anstoß brachte die Regierung des Traian. Unter ihm war der jüngere Plinius im Jahre 112/3 Statthalter in Bithynien, ein flacher, vielfach dilettirender, doch im übrigen kein unsympathischer Mann. Er hatte in seiner Provinz den Auftrag, die Genossenschaften und Vereine zu unterdrücken. Die jüdischen Religionsgenossenschaften waren gestattet, die christlichen nicht, denn die Christen hatten sich ja von den Juden losgesagt. Also schritt man gegen sie ein. Plinius, nach eigenem Eingeständnis durchaus unerfahren in der Handhabung dieser Prozesse, zwang die Geständigen zum Leugnen und veranlaßte eine Anzahl von denen, die ihm als Christen denunziert waren, jetzt aber ihren Glauben ableugneten, zum Opfer vor den Bildern der Götter und des Kaisers und zwang sie, Christus zu verfluchen. Dann entließ er sie. Ebenso behandelte er solche, die nur früher Christen gewesen zu sein gestanden. Aber seine Nachforschungen über das Wesen des Christentums machten ihn doch stutzig. Er vernahm, der eigentliche Kern des Kultes sei, daß die Christen an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang zusammenkämen und Christus wie einem Gotte

einen Hymnus fängen, daß sie sich gegenseitig eidlich verpflichteten, Diebstahl, Raub, Ehebruch, falsch Zeugnis zu meiden und ein Depositum nicht abzuleugnen. Dann seien sie auseinandergegangen, um sich wieder zu gemeinschaftlicher Mahlzeit zu vereinigen. So fand denn Plinius, wie er selbst sagt, gar nichts als einen übertriebenen Aberglauben vor und bittet nun den Kaiser zu entscheiden, weil dieser Aberglaube schon eine ungeheure Verbreitung gefunden habe. Der Imperator antwortet kurz und klar. Er billigt das Vorgehen seines Statthalters, macht aber noch einige Zusätze. Die Christen dürfen nicht aufgesucht werden, anonyme Denunziationen sind zu verbieten. Wer des Christentums überführt wird, muß bestraft werden, wer aber leugnet und seine Aussage beweisen kann, d. h. wesentlich durch das Opfer, mag, wenn er auch verdächtig scheint, Gnade wegen seiner Reue finden.

Dies Urteil wird man zwar kein salomonisches nennen, aber es darf doch in gewissem Sinne nicht inhuman heißen. Der ganze Fall hat nun tiefgreifende Folgen gehabt. Er gab für die kommende Zeit die Norm in solchen Prozessen. Denn nun bemühten sich die Statthalter, ebenso wie es schon Plinius getan, wenn Christen ihres Glaubens wegen vor Gericht geführt wurden, ihnen ihr offenes Bekenntnis möglichst auszureden, und wenn alles nichts half, sie durch die Folter nach ihrem Willen zu zwingen. Der leidenschaftliche Apologet Tertullian, der frühere Jurist, fühlt sich dadurch als Christ wie als Verwalter des Rechts aufs tiefste verletzt. Er tadelt laut den Widersinn, der darin bestehe, daß man jemand gegen allen sonstigen Brauch zwingen wolle, etwas Gutes von sich zu bekennen. Aber so hübsch das klingt, es ist doch nur ein Aperçu des geistvollen Apologeten. Denn man darf nicht verkennen, daß der Sinn der römischen Christenrichter trotz der schlimmen Mittel, die sie glaubten anwenden zu müssen, ein guter war. Sie dachten ja gar nicht daran, möglichst viele Christen hinrichten zu lassen, sondern wünschten durch gütliches Zureden wie endlich durch die nun einmal übliche Folter sie von ihrem Eingeständnis abzubringen und womöglich sie dann nach dem Opfer entlassen zu können.

Die christliche Überlieferung weiß nun nach Traian sogar noch von einem förmlichen Toleranzedikt seines Nachfolgers Hadrian zu sprechen. In diesem Schriftstücke, das im lateinischen

Original der ersten Apologie des Apologeten Justin beigegeben war, verordnet der Kaiser auf die Anfrage eines Statthalters, indem er gleich zum Eingange den Angebern gewissermaßen mit der Faust droht, es sollten vor Gericht nur die gegen die Christen zu Worte kommen, die ihrer Sache sicher wären. Hätte ein Christ aber gegen die Gesetze verstoßen, so solle er dementsprechend bestraft werden. Dann folgt noch einmal eine scharfe Strafandrohung für die Denunzianten. — Daß dies Edikt nicht echt sein kann, scheint mir deutlich. Die Parallele zu dem Falle des Plinius und Traian fällt in die Augen. Hier aber geht der Kaiser schon viel weiter als in dem eben behandelten Reskripte. Anonyme Angeberei hatte Traian abgelehnt, hier sollen die Verleumder schon bestraft werden. Wenn ferner die Christen nur wegen ungesetzmäßigen Handelns vor Gericht gezogen werden sollen, so entspricht das zu sehr ihren eigensten Wünschen, wie diese stets von den Apologeten ausgesprochen werden, als daß die heidnische Obrigkeit ebenfalls in solchem Sinne sich hätte vernehmen lassen können; immer wieder rufen ja die Verteidiger des christlichen Glaubens: strafet rückichtslos den bösen Christen, der sich gegen das Gesetz vergeht, nicht aber alle Christen gleich auf den Namen hin! Wenn man aber endlich gemeint hat, daß für den phantastischen Geist des wunderlichen Hadrian das Christentum eine Art von Anziehungskraft gehabt hätte, so ist dies kaum richtig. Die Christen seiner Zeit wenigstens waren ihm wenig günstig gesinnt; die Apotheose seines Lieblings Ntinooß mißfiel ihnen aufs äußerste, und namentlich eifern und geifern die wilden Sibyllen, die des Volkes Stimmung am besten charakterisieren, gegen den unsteten Kaiser. Und daß endlich die Fälschung eines solchen Reskriptes in jener Zeit gar nichts auf sich hat, beweist die ganze Schwendeliteratur der Epoche. Mit der Wahrheit nahmen es ja die Christen, wie wir schon gesehen (S. 46), im Kampfe ebenso wenig genau wie ihre Feinde. Und es ist sicher, daß auch noch später derartige christenfreundliche Reskripte erfunden worden sind: nur auf faulem Boden setzen sich solche Schmarotzer fest. Die Christen beabsichtigten eben mit derartigen zu ihren Gunsten erfundenen Verordnungen der Behörden, die Obrigkeit mit sich selbst in Widerspruch zu bringen und günstige Präzedenzfälle für ihre eigene Religionsübung zu schaffen, um so mehr als nach längerem Frieden die Not des Kampfes wieder begann.

Denn der Kaiser M. Aurel war kein Freund der Christen. Ihm wie anderen mißfiel die Art, wie sie ins Martyrium gingen, er sah darin eine prahlerische Unterschätzung des Todes, der ernst genug sei. Wir haben eine Verfügung von ihm, in der er Strafen gegen abergläubische Kulte anordnet. Ob die grausame Christenverfolgung zu Lyon auf dies Reskript zurückzuführen ist, wissen wir nicht; genug, sie geschah zu seiner Zeit. Zeuge davon ist für uns ein Brief der Gemeinden zu Vienne und Lyon an die kleinasiatischen, abgefaßt in jenem gespreizten, hochtrabenden und verschränkten Stile, den damals alle Welt schrieb. Dem entspricht denn auch in etwas der Inhalt. Denn natürlich geschehen wie in vielen Berichten über die Martyrien auch hier Wunder: der eine Märtyrer, nach den ausgestandenen Foltern kaum schon mehr menschenähnlich, wird bei der zweiten scharfen Befragung auf einmal wieder gesund, so daß die Folter ihm zur Heilung gedeiht. Es fehlen ferner auch nicht die Schilderungen der Foltern, die seit den Zeiten des 1. Makkabäerbuches, das dem Verfasser des Briefes bewußt vorgeschwemt hat, eine so große Rolle in dieser Literatur spielen. Aber gleichwohl muß doch viel Wahrheit in der Darstellung enthalten sein, so rhetorisch sie gefärbt und so enthusiastisch sie gehalten ist. Denn eines fehlt, was sonst die Märtyrerverlegenden auszeichnet, die langen Reden und übertrieben zugespitzten Bemerkungen der Angeklagten. Alle ihre Äußerungen klingen natürlich oder der schrecklichen Lage entsprechend. Die zarte Sklavin Blandina spricht, während ihr Körper nur eine Wunde scheint, nichts als das Wort: „Ich bin eine Christin, und bei uns tut man nichts Schlechtes“; der Christ Botheinos antwortet auf die Frage, wer der Christengott sei: „Wenn du es verdienst, erfährst du es“; ein anderer ruft, während ihn die Flammen auf dem eisernen Stuhle verzehren: „Das heißt Menschen fressen, was ihr tut. Wir aber fressen nicht Menschen noch tun wir überhaupt etwas Böses.“ Denn in der That hatten wieder die Gegner, von verleumderischen Sklaven der Christen angestiftet, die alten Vorwürfe gegen sie hervorgeholt, daß sie in ihren Versammlungen Menschenfraß übten, und dadurch war die Wut des heidnischen Volkes aufs äußerste entflammt worden. Ja, man ging endlich so weit, daß man die Asche der Märtyrer in die Rhone warf, weil man ihnen damit alle Hoffnung auf die Auferstehung zu nehmen glaubte. Natürlich blieben, wie das ja nur menschlich

ist, bei dieser Heimsuchung manche nicht fest, sondern leugneten, freilich half ihnen das nicht, sondern sie wurden auch festgenommen. Da faßte sie denn rechtzeitig die Reue, und so konnten auch sie sich den Scharen der Märtyrer anschließen. So haben wir denn, wenn auch einige Abstriche zu machen sind, dennoch in diesem Berichte im ganzen eine wahrheitsgetreueren Schilderung, als uns die meisten Akten der Märtyrer zu geben vermögen; diese Darstellung ist wirklich zum besten Teile aus dem Erlebten heraus geschrieben.

Es ist hier ebenso unmöglich wie zweckwidrig, die eben berührten „Märtyrerakten“ eingehend zu behandeln, um daraus einen Einblick in das Vorgehen des Staates zu gewinnen. Daher nur so viel: die meisten, ja eigentlich fast alle Akten sind zurechtgestutzt für die Lektüre, zur Erbauung der Gläubigen, sie sind Literaturstücke gleich allen Prozeßprotokollen, die uns in den antiken Büchern vorliegen. Wir können viel aus diesen Akten lernen, können erkennen, wie die Menschen damals, als diese Berichte erschienen, dachten, niemals aber, was vor Gericht mit den Christen verhandelt worden ist. Dafür will ich gleich ein Beispiel aus einem Prozesse anführen, weil gerade dies sogenannte Aktenstück viel verkannt wird. Es handelt sich um den Prozeß des Christen Apollonios, eines angeblichen römischen Senators, dem die spätere Christenheit bedeutende philosophische Bildung nachsagte, eine Meinung, die leider noch heute vielfach geteilt wird. Woher dies Urteil stammt, werden wir gleich sehen. Der Prozeß beginnt mit der gewöhnlichen Frage, ob der Beklagte Christ sei. Die Antwort lautet bejahend, und nun erfolgt die Vermahnung, beim Genius des Kaisers zu schwören. Darauf erwidert Apollonios mit einem längeren Vortrage, dessen Sinn ist, daß der Christ nur bei dem Gotte, den Menschenhände nicht gemacht, schwören dürfe. Nach einer kurzen Unterbrechung fährt er dann ganz in der Weise der Apologeten fort, indem er betont, daß die Christen für das Wohl des irdischen Kaisers zum Herrscher des Himmels beteten. Darauf erhält der Angeklagte drei Tage Bedenkzeit. Unter großem Zusammenlauf des Volkes beginnt nun die Hauptverhandlung, und Apollonios äußert sich dann nach einer neuen Aufforderung durch den Statthalter in dieser Weise: „Ich habe Kenntnis von dem Beschlusse des Senates . . . , allein ich wurde gottesfürchtig, damit ich nicht mit Händen gemachte Götzenbilder

anbetete. Deshalb werde ich schwerlich Gold oder Silber oder Erz oder Eisen oder hölzerne oder steinerne, fälschlich so benannte Götter anbeten, die weder sehen noch hören, weil sie Werke von Handwerkern, Goldgießern und Künstlern sind, Kunstgebilde von Menschenhänden, und nicht von sich selbst aus in Bewegung kommen können. Gott dagegen, dem, der im Himmel ist, diene ich und ihm allein zolle ich Anbetung . . . Denn es ist der Schande wert, anzubeten entweder das, was auf gleicher Stufe mit Menschen steht oder was wenigstens tiefer steht als die Dämonen. Es versündigen sich nämlich die gar zu unterwürfigen Menschen, wofern sie das anbeten, was in seinem Wesen nichts anderes ist als ein nutzloser Ausschnitt aus einer Steinmasse, dürres Holz, starres Metall und tote Knochen. Was soll die Bosse solchen Betruges? Ähnlich beten die Ägypter eine Schale an, die bei vielen genannte Fußwanne, samt vielen anderen Schenpflichtigkeiten. Die Athener aber verehren noch jetzt den ehernen Schädel eines Stieres, indem sie ihn das Glück der Athener nennen; daher sind sie nicht imstande, zu ihren eigenen Göttern zu beten . . ." Danach folgt dann ein heftiger Ausfall auf die Religion der Ägypter, wie derartige zum eisernen Bestande der apologetischen Polemik gehört, und Apollonios fährt mit einer Charakteristik der Götter fort, dergleichen ebenfalls schon lange gang und gäbe war. „Götter nennen sie, die früher Menschen waren, wie die Mythen bei ihnen es beweisen. Denn von Dionysos sagt man, er sei zerissen, und von Herakles, er sei lebendig auf den Scheiterhaufen gelegt, von Zeus, er sei in Kreta begraben. Diesen entsprechend hat man auch ihre Nachkommenschaft wegen der Mythen ermittelt, deren Namen ebenso bekannt sind. Wegen ihrer Gottlosigkeit weise ich sie weit zurück.“ Mehrfach unterbricht der Statthalter dann den höchst trivialen Redefluß des Angeklagten, einmal sogar von einem Rhiniker dabei unterstützt, ja vorübergehend scheint der ganze Rechtsstreit durch die Teilnahme des Statthalters an dogmatischen Fragen zum vollkommenen Religionsgespräch zu werden oder vielmehr auszuarten. Jedenfalls wird Apollonios von Augenblick zu Augenblick immer beredter, er schildert Christi Wesen, sein unschuldiges Leiden und kommt endlich auf gut apologetische Weise zu dem bekannten Präzedenzfalle vor Christus, zu Sokrates: „Er (d. h. Christus) ward aber durch die Unbelehrbaren gleich den Gerechten und Philosophen

vor ihm mit bitterem Neide heimgesucht. Denn die Gerechten sind den Ungerechten widerwärtig . . . Auch von den Hellenen sagt einer, wie wir hören (Platon): Der Gerechte aber wird gegeißelt, gefoltert, gefesselt, auf beiden Augen geblendet werden, zuletzt, nachdem er alle Übel erduldet, gepfählt werden. Gleichwie nun über Sokrates die athenischen Denunzianten ein ungerechtes Urteil ausgesprochen haben, nachdem sie auch das Volk dafür gewonnen hatten, so haben auch über unseren Lehrer und Heiland einige von den Übeltätern ihren Verdammungspruch abgegeben, nachdem sie ihn gebunden . . ." Der Märtyrer schließt dann ebenfalls in echt apologetischer Weise mit der Erklärung, wenn auch der christliche Glaube, wie die Gegner meinten, falsch sei, so wollten die Christen doch gern sich in solcher Weise täuschen lassen, denn so seien sie auf den Weg der Tugend geleitet worden. Nach einigem Hin- und Herreden läßt ihm dann der Statthalter, der ihn selbst gern freigegeben hätte, aber dem Kaiser gehorchen muß, die Schenkel zerschmettern, und der Märtyrer stirbt unter lautem Gebet zu seinem Heiland.

Auch die freiere theologische Forschung glaubt in diesen Akten des Apollonios einen wahrheitsgetreuen Bericht über einen Märtyrerprozeß vor sich zu haben und blickt mit Befriedigung auf den wackeren Philosophen hin, der seinen Glauben so freudig verteidigt. Aber dies Urteil ist völlig verkehrt. Was Apollonios vorzubringen hat, das enthält keinen Funken philosophischen Esprits; es ist, wie wir mehrfach schon angedeutet haben, nichts als die allertriviale Apologetenweisheit; ohne jede Spur von Selbstständigkeit werden alle Motive dieser Literatur bis auf Sokrates' Anführung hinab angeschlagen, ja selbst die Einführung jenes Rynikers gehört im Hinblick z. B. auf den Spott der athenischen Philosophen über Paulus ebendahin. Sollen wir denn wirklich glauben, ein vernünftiger heidnischer Richter hätte den Beklagten diese abgedroschenen Sätze, die man in vielen philosophischen Traktaten lesen konnte, bis zu Ende entwickeln lassen, ja, er hätte gelegentlich selbst die Pfade des Disputs betreten? Dazu war er doch nicht vom Kaiser bestellt worden. Nein, diese ganze Literatur der Akten ist höchst verdächtig und Apollonios' Prozeß macht keine Ausnahme davon. Er steht am Eingange aller dieser Märtyrerakten, die neben der breiten Darstellung der Folterungen unendliches Gerede der Märtyrer über den Unwert der Götter, über Sokrates' Bedeutung und überhaupt

über die griechischen Philosophen bringen. Da es nun unmöglich ist, daß die Christen stets dieselben theologischen Dispute gehalten haben, und da diese fast alle den Bemerkungen der Apologeten aufs Haar gleichen, so haben sie sämtlich, Apollonios miteingeschlossen, für uns nur den Wert der Literatur, ein Bild von dem Prozeßgange selbst, ein wahrheitsgetreues Protokoll liegt uns bisher noch nicht vor.

Doch kehren wir nach dieser freilich notwendigen Nebenbetrachtung wieder zu unserem eigentlichen Thema zurück. Unter dem Nachfolger des M. Aurel, unter Commodus hatten die Christen im allgemeinen bessere Zeiten; des Kaisers Geliebte, Marcia, war eine Christin, und ihr Einfluß konnte bei der Schwäche des Kaisers nicht ohne Bedeutung für ihre Glaubensbrüder sein. Dann ward es wieder schlimmer. Der rauhe Imperator Septimius Severus verbot im Jahre 201 den Übertritt zum Judentum und danach auch zum Christentum. Die neue Strenge schuf neue Märtyrer; auch von diesen liegen wieder Akten vor. Viele Christen entzogen sich durch die Flucht der Bedrängnis, manche verleugneten ihren Glauben und wußten sich zu rechtfertigen. Zu einer eigentlichen Verfolgung über den Boden des gesamten Reiches hin kam es auch diesmal nicht, und bald traten unter den Nachfolgern des zielbewußten afrikanischen Kaisers wieder ruhige Zeiten für die Gemeinde Christi ein; besonders scheint es, als ob der edle, wenn auch willensschwache Kaiser Alexander Severus der neuen Religion, deren Sprüche er kannte, sehr geneigt gewesen sei.

Aber allmählich bereiten sich nun sehr schwere Zeiten vor; je energischer und roher die Vertreter des Imperiums auf dem Cäsarethron werden, je leidenschaftlicher die griechische Philosophie das Christentum bekämpft, desto schlimmer gestaltet sich die äußere Lage der Christen. Der Kaiser Maximinus, ein tapferer aber roher Thraker, wußte sehr wohl, was er tat, wenn er die Vorsteher der Gemeinden, d. h. den Klerus verfolgen ließ. Freilich blieb auch diese Verfolgung auf enge Grenzen beschränkt, aber die Gefahr war immerhin ernst genug, um den Kirchenvater Origenes zu einer Schrift zu veranlassen, in der er den Kaiser einen neuen Nebukadnezar nennt und eindringlich zum Martyrium auffordert. In der That war es nötig, die Christen zum Standhalten aufzufordern; denn der Abfall, natürlich nur für die Zeit der Verfolgung, war zum

beliebten Rettungsmittel geworden, und es gab sektiererische Theologen, die die Ableugnung des christlichen Glaubens in der Bedrängnis für unwesentlich erklärten. Hiergegen haben sich die großen Kirchenväter immer aufs heftigste gewehrt. Niemand mehr als Tertullian und Origenes. Durch den letzteren erfahren wir auch, durch welchen geradezu jesuitischen Kniff die bangen Christen, übrigens dazu von den Heiden selbst getrieben (vgl. Abschnitt V), sich vor sich selbst zu rechtfertigen suchten. Sie meinten, sie könnten die Götter, einen Zeus, Helios, Apollon gern anrufen, wenn sie nur dabei des höchsten Gottes gedächten; denn diese Worte seien ja willkürlich gebildet und ständen in keinem natürlichen Verhältnisse zu den Dingen. Das nennt Origenes mit berechtigter Energie einen Sophismus.

Die kurze Regierung des Arabers Philippus bedeutete die Ruhe vor dem Sturme. Man hat diesen Orientalen des öfteren im christlichen Lager für einen Glaubensgenossen gehalten. Aber schwerlich mit Recht, so milde er auch den Christen gegenüber verfuhr. Unter ihm vollzog sich das tausendjährige Jubiläum der Stadt Rom; ein solches Fest, ein Dankfest für die Huld der Götter, die die gottesfürchtige Nation der Römer zur ersten der Erde gemacht, bannte notwendig den ersten Mann des Staates in die Schranken der nationalen Religion. Nach ihm aber setzt dann die erste systematische, allgemeine Verfolgung ein; sie heftet sich an den furchtbaren Namen des Decius. Decius war der Gegenkaiser des Philippus; er hat nur zwei Jahre regiert, aber in diesen zwei Jahren einen bis dahin noch nicht erlebten Fanatismus gegen die Christen entwickelt. Die Statthalter bekamen den Befehl, in ihren Sprengeln die Christen zum nationalen Kultus zu zwingen. Diese erhielten einen Termin, bis zu welchem sie ihren Beitritt zur alten Religion kundzugeben hatten. Flohen sie, so ward ihr Vermögen konfisziert; blieben sie, so wurde ihnen der Prozeß gemacht, der mit der Strafe der Verbannung und der Einziehung des Vermögens oder auch mit der wohl sehr häufigen Todesstrafe enden konnte.

Die Berichte von dieser Verfolgung reden diesem Schrecken zufolge mehr noch als die Darstellungen früherer Heimfuchungen vom Abfalle gar vieler Christen. Die Behörden stellten über das vollzogene Opfer einen Schein aus; ein solches Dokument ist uns vor einigen Jahren durch die Erde Aegyptens wiedergeschickt worden.

Es handelt sich um einen Christen, Aurelius Diogenes, aus dem Dorfe „Alexanders Insel“, der an die zur Aufsicht über die Opfer bestimmten Beamten eine Schrift einreicht. Er macht eine Personalbeschreibung von sich selbst und bekennt dann von sich: „Ich habe stets den Göttern fleißig geopfert und auch jetzt nach den (kaiserlichen) Verordnungen in eurer Gegenwart geopfert, (getrunken,) und von dem Opfer (geessen) und bitte euch das hier unten zu bescheinigen. Lebt wohl. Ich, Aurelius Diogenes, habe es eingereicht.“ — Nun folgt gleich die Bescheinigung der Behörde: „Daß Aurelius geopfert hat, habe ich bescheinigt. Im (1.) Jahre des Imperators Cäsar Gaius Messius Quintus Traianus Decius, des Frommen, Glücklichen, Erhabenen; am 26. Juni.“ Ein solcher Felsen Papyrus, eine derartige Bescheinigung ist wertvoller als bewegliche Klagen rhetorischer Kirchenväter über die Strenge der Verfolgung, als blutriefende Märtyrerakten. Mit Augenblickes Schnelle enthüllt sich uns das Bild der Verfolgung; wir sehen den ganzen bürokratischen Apparat arbeiten, erkennen seine vorzügliche Organisation, die bis hinein in die Dörfer Aegyptens seine amtliche Hand streckt, und erkennen auch den Abfall der Christen. Ergänzend tritt dazu der Bericht des Kirchenvaters Cyprianus. Er ist entrüstet über die Schnelligkeit, mit der die Christen zum Opfer vor den heidnischen Göttern bereit waren. Schon vor dem Gewaltakte taten sie den Willen der Behörde, ja, sie veranlaßten von vornherein ihre Kinder, an dem Opfer teilzunehmen. Viele, meint Cyprian, haben es nur getan, um ihr Geld vor Konfiskation zu bewahren. Milde verdienen nur die, die der Marter nicht widerstehen konnten. Von allen anderen aber verlangt der Kirchenvater strenge Buße, ehe sie wieder in die Kirche aufgenommen werden können. — In der Verfolgung des Decius war Cyprian selbst geflohen. Man beurteilte seine Handlungsweise natürlich herb. Aber der Kirchenvater glaubte seiner ohne ihn führerlosen Gemeinde diese Selbsterhaltung schuldig zu sein. In der bald darauf neu eintretenden allgemeinen Verfolgung der Kirche unter dem Kaiser Valerian, der auch die Christen, die sich früher zu ihrem Glauben bekannt hatten, strafte, ist denn auch Cyprian zum Märtyrer geworden.

Zum drittenmal erhob sich der Staat in seiner ganzen Machtfülle gegen die Christen, als der große Umgestalter

des Reiches, Diokletian, die Zügel der Regierung führte. Die Kirchen sollten zerstört werden, die Literatur der Christen vernichtet, jeder christliche Sklave sollte durch seinen Glauben die Unwarschaft auf die Freiheit verlieren. Ein Edikt folgte dem anderen, das letzte befahl samt und sonders alle Christen zum Opfer zu treiben. Damals hat namentlich Agypten Entsetzliches erlitten. Doch der kaiserliche Vorfechter des nationalen Kultes scheiterte an seiner Aufgabe; so populär auch sein Vorgehen noch war, so energisch ihn die heidnische Literatur unterstützte, er hätte die eine Hälfte seiner Untertanen von der anderen totschlagen lassen müssen. Es war der letzte gewaltige Versuch des Heidentums, den Sieg der Christen zu hindern; zehn Jahre danach erscheint im Jahre 313 das große Mailänder Toleranzedikt des Constantinus und Licinius. Damit war der äußere Kampf im wesentlichen zu Ende; bald konnte es geschehen, daß ein Buch, das unter dem Namen des Laktanz existiert, die Todesarten aller Verfolger aufs gehässigste darstellte, daß endlich ein christlicher Eiferer die Söhne des Constantin zu Heidenverfolgungen aufrief. Die kurze Reaktion des Julianus Apostata brachte zwar alle Leidenschaften des heißen, zweihundertjährigen Kampfes wieder zum Ausbruch, aber der Streit beschränkte sich im wesentlichen auf einen Kampf der Geister: ein im ganzen viel unerfreulicheres Schauspiel als damals, wo die Märtyrer auf Befehl des Prokonsuls zum Tode schritten.

Betrachten wir nun noch einmal diese ganze große Entwicklung, so gilt es die Nüchternheit unseres Blickes nicht durch die Rosawolken des Enthusiasmus trüben zu lassen. Das Blut der Märtyrer, so heißt es in der katholischen Kirche und zumeist auch bei den Protestanten, hat den Bau der Kirche gekittet; der Wille Gottes hat sich wie immer mächtiger als der Wille menschlicher Bosheit erwiesen. Sicher ist, daß ohne die Verfolgungen die Kirche dieses Wachstum nicht hätte zeitigen können. Jede Überzeugung wird durch eine Feuerprobe geläutert und gestärkt. Aber es gibt allerhand Feuerproben. Ist ihre Dauer gar zu lang und hört der Henker nicht auf, zu schüren, so schmilzt das härteste, das edelste Metall. Man hat ebenso nüchtern wie wahr gesagt: Ideen lebten in Köpfen; schlug man die Köpfe ab, so existierten die Ideen nicht mehr. Eine stetige jahrhundertelange, nur auf das eine Ziel der Ausrottung aller Andersdenkenden gerichtete, scharfe, konsequente

Überwachung hätte das Christentum zuletzt doch ruiniert. Wir sehen ja doch, was die Inquisition mit ihrer eisernen Konsequenz, gestützt auf ein von Fanatismus dumpf glühendes Volk, aus Spanien hat machen können; hier hat wirklich das System, weil es erstaunlich gut und lange arbeitete, gesiegt. Aber hier war auch gegenüber der Begeisterung eines neuen Glaubens ein Gegenfanatismus vorhanden. Der fehlte in der alten Welt, denn der Haß gegen die Christen war nichts Positives. Die einzelnen Vorstöße der Statthalter stifteten nur teilweise Schaden, die letzten Frontangriffe der Kaiser kamen zu spät. So verlor die römische Religion und mit ihr der Staat sein Spiel, nicht sowohl durch den Gegner überwunden, als durch eigene Schuld. Für uns aber ist dies Schauspiel trotz der Abscheulichkeit der Christenverfolgungen und der Greuel, die dabei geschehen, doch alles in allem genommen noch weniger entsetzlich als die Vorgänge späterer Zeit, als das fortgesetzte Verfolgungssystem, das Jahr für Jahr der christlichen Ära unter Gottes freiem Himmel zu seiner Ehre die Scheiterhaufen flammen ließ, geschürt durch Christen zur Vernichtung von Christen.